

Katherine Pancol

Der langsame Walzer der Schildkröten

Katherine Pancol

Der langsame Walzer der Schildkröten

Roman

Aus dem Französischen von
Nathalie Lemmens

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»La valse lente des tortues«
bei Éditions Albin Michel, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage
Copyright © Éditions Albin Michel – Paris 2008
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: R·M·E Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-10117-9

www.cbertelsmann.de

Für Roman

Es ist schrecklich, in einer Zeit zu leben, in der man einem auf das Wort »Gefühl« unweigerlich »rührselig« erwidert. Doch irgendwann muss der Tag kommen, an dem die Empfindsamkeit als höchstes aller Gefühle anerkannt wird und den alles beherrschenden Intellekt zurückweist.

Romain Gary

Erster Teil

Ich möchte ein Paket abholen«, sagte Joséphine Cortès, als sie an den Postschalter in der Rue de Longchamp im sechzehnten Pariser Arrondissement trat.

»Frankreich oder Ausland?«

»Das weiß ich nicht.«

»Auf welchen Namen?«

»Joséphine Cortès ... C.O.R.T.È.S.«

»Haben Sie den Benachrichtigungsschein?«

Joséphine Cortès reichte den gelben Zettel über den Tresen.

»Ausweis?«, fragte die erschöpft wirkende Angestellte, eine vor sich hin blinzelnde falsche Blondine mit stumpfem Teint.

Joséphine holte ihren Personalausweis aus der Tasche und legte ihn vor die Frau, die währenddessen mit einer Kollegin ein Gespräch über eine neue Rotkohl-Rettich-Diät begonnen hatte. Die Angestellte nahm den Ausweis, hob erst eine, dann die zweite Pobacke an, rutschte von ihrem Hocker und rieb sich das Kreuz.

Dann watschelte sie in einen Flur hinaus und verschwand. Der schwarze Minutenzeiger auf dem weißen Zifferblatt der Wanduhr rückte immer weiter vor. Joséphine bedachte die wachsende Schlange hinter ihr mit einem verlegenen Lächeln.

Es ist doch nicht meine Schuld, wenn mein Päckchen irgendwo hingeräumt wurde, wo es jetzt niemand mehr findet, schien sie sich zu entschuldigen. Nicht meine Schuld, wenn es erst nach Courbevoie geschickt wurde. Wo kommt es überhaupt her? Vielleicht aus England, von Shirley? Aber sie kennt doch meine neue Adresse? Es sähe Shirley ähnlich, mir diesen köstlichen Tee zu schicken, den sie bei Fortnum & Mason kauft, einen *pudding* und gefütterte Socken, damit ich beim Arbeiten keine kalten Füße habe. Shirley sagt immer, es gebe keine

Liebe, sondern nur liebevolle Aufmerksamkeiten. Liebe ohne kleine Aufmerksamkeiten, sagt sie, sei wie das Meer ohne Salz, wie Wellhornschnecken ohne Mayonnaise, wie Maiglöckchen ohne Glöckchen. Shirley fehlte ihr. Sie war mit ihrem Sohn Gary nach London gezogen.

Die Angestellte kam mit einem Paket in der Größe eines Schuhkartons zurück.

»Sammeln Sie Briefmarken?«, fragte sie Joséphine, während sie sich wieder auf den unter ihrem Gewicht ächzenden Hocker hievt.

»Nein ...«

»Ich schon. Und ich kann Ihnen sagen, die sind wunderschön.«

Sie schob ihr das Paket über den Tresen zu. Auf dem groben Packpapier entzifferte Joséphine ihren Namen und ihre Adresse in Courbevoie. Die ebenso grobe Paketschnur hatte sich durch den Aufenthalt auf diversen Postregalen an beiden Enden zu schmutzigen Pompons verzwirbelt.

»Ich habe es nicht mehr gefunden, weil Sie umgezogen sind. Das hat eine lange Reise hinter sich. Aus Kenia. Hat es weit gebracht! Und Sie wohl auch ...«

Ihr Tonfall war sarkastisch. Joséphine errötete und stammelte eine leise Entschuldigung. Sie war nicht umgezogen, weil sie ihr altes Vorstadtviertel sattgehabt hätte, ganz bestimmt nicht. Sie liebte Courbevoie, ihr altes Viertel, ihre Wohnung, den Balkon mit dem verrosteten Geländer. Ihre neue Adresse gefiel ihr überhaupt nicht. Sie fühlte sich fremd, fehl am Platz. Nein, sie war nur umgezogen, weil ihre ältere Tochter Hortense das Leben in einer Vorstadt nicht mehr ertrug. Und wenn sich Hortense einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnte man nur noch nachgeben, denn sonst strafte sie einen mit kalter Verachtung. Dank der Tantiemen für ihren Roman *Die demütige Königin* und eines hohen Kredits hatte Joséphine eine schöne Wohnung in einem guten Viertel kaufen können. Avenue Raphaël in der Nähe der Muette. Nicht weit von der Rue de Passy mit ihren Luxusläden und nur einen Steinwurf vom Bois de Boulogne entfernt. Halb in der Stadt, halb auf dem Land, hatte der Makler hochtrabend verkündet. Hortense war Joséphine um den Hals gefallen. »Danke, liebste, kleine Maman, das ist wie ein neues Leben, jetzt werde ich eine echte Pariserin!«

»Ich wäre ja lieber in Courbevoie geblieben«, murmelte Joséphine und fühlte, wie ihre Ohrläppchen zu brennen begannen.

Das ist neu, früher bin ich nicht wegen jeder Kleinigkeit rot geworden. Früher hatte ich ein Zuhause. Auch wenn ich mich dort nicht immer wohlfühlt habe, es war mein Zuhause.

»Was ist denn jetzt mit den Briefmarken? Wollen Sie sie behalten?«

»Ich weiß nicht... Wenn ich sie ausschneide, geht vielleicht die Verpackung kaputt...«

»Schon gut, kein Problem!«

»Ich kann Sie Ihnen später vorbeibringen, wenn Sie wollen...«

»Ich sagte doch, schon gut! Das war nur so dahingesagt, ich fand sie halt schön... Vergessen Sie's!«

Sie richtete den Blick auf die nächste Person in der Warteschlange und ignorierte demonstrativ Joséphine, die ihren Personalausweis einsteckte, den Platz am Schalter frei machte und das Postgebäude verließ.

Joséphine Cortès war schüchtern, im Gegensatz zu ihrer Mutter oder ihrer Schwester, die die Menschen mit einem Blick, einem Lächeln dazu brachten, ihnen zu gehorchen oder sie zu mögen. Sie neigte dazu, sich zurückzunehmen und sich für ihre bloße Anwesenheit zu entschuldigen. Eine Weile hatte sie geglaubt, der Erfolg würde ihr dabei helfen, selbstsicherer zu werden. Ihr Roman *Die demütige Königin* stand auch ein Jahr nach seinem Erscheinen noch immer auf den Bestsellerlisten. Doch das Geld hatte ihr kein neues Selbstvertrauen geschenkt. Im Gegenteil, inzwischen hatte sie eine regelrechte Abneigung dagegen entwickelt. Es hatte ihr Leben verändert, ihre Beziehungen zu anderen Menschen. Das Einzige, was es nicht verändert hat, ist mein Verhältnis zu mir selbst, seufzte sie, während sie sich nach einem Café umsah, wo sie sich hinsetzen und das geheimnisvolle Paket öffnen konnte.

Es muss doch möglich sein, dieses Geld einfach zu ignorieren. Geld nimmt einem die Angst vor den Bedrohungen des nächsten Tages, aber sobald man es hat, bestürmen einen Fragen, unter denen man fast zusammenbricht. Wo soll man es anlegen? Zu welchem Zinssatz? Wer soll sich darum kümmern? Ich ganz bestimmt nicht, wehrte sich Joséphine im Geiste, während sie an einem Zebrastreifen die Straße überquerte und gerade noch rechtzeitig einem Motorrad auswich. Sie hatte

ihren Bankberater, Monsieur Faugeron, gebeten, es auf einem separaten Konto zu lassen und ihr jeden Monat eine Summe zu überweisen, die für ihren Lebensunterhalt, die Steuern, ein neues Auto und Hortenses Schulgebühren und Lebenshaltungskosten in London ausreichte. Hortense wusste, wie man mit Geld umging. Ihr würde beim Anblick der Kontoauszüge bestimmt nicht schwindlig. Joséphine hatte sich damit abgefunden: Mit siebzehneinhalb Jahren kam ihre ältere Tochter im Leben besser zurecht als sie selbst mit dreiundvierzig.

Es war Ende November, und die Dunkelheit senkte sich auf die Stadt herab. Ein heftiger Wind riss die letzten Blätter von den Bäumen und ließ sie in einem rotbraunen Walzer zu Boden taumeln. Aus Angst, von einer Windböe ins Gesicht getroffen zu werden, hielten die Passanten beim Gehen den Blick gesenkt. Joséphine schlug ihren Mantelkragen hoch und sah auf die Uhr. Um sieben war sie in der Brasserie Le Coq an der Place du Trocadéro mit Luca verabredet.

Sie musterte das Paket. Es stand kein Absender darauf. Kam es von Mylène? Oder von Mister Wei?

Sie ging die Avenue Poincaré hinauf bis zur Place du Trocadéro und betrat die Brasserie. Sie hatte noch eine gute Stunde, bevor Luca kommen würde. Seit sie umgezogen war, verabredeten sie sich immer in dieser Brasserie. Das war Joséphines Wunsch gewesen. Eine Möglichkeit, sich ihr neues Viertel vertraut zu machen. Sie liebte es, Gewohnheiten zu schaffen. »Für meinen Geschmack ist dieser Laden ja viel zu bürgerlich und von Touristen überlaufen«, hatte Luca mit matter Stimme gesagt, »aber wenn Ihnen so viel daran liegt ...« Man erkennt immer an den Augen, ob ein Mensch glücklich oder traurig ist. Den Blick kann man nicht verstellen. Luca hatte traurige Augen. Selbst wenn er lächelte.

Sie öffnete die Tür und sah sich nach einem freien Tisch um, entdeckte einen und setzte sich. Niemand beachtete sie, und sie war erleichtert. Vielleicht wurde aus ihr doch allmählich eine echte Pariserin? Mit einer Hand berührte sie den mandelgrünen Strickhut, den sie in der vergangenen Woche gekauft hatte, spielte mit dem Gedanken, ihn abzusetzen, und entschied sich dagegen. Wenn sie ihn abnähme, wäre ihr Haar zerzaust, und sie würde es nicht wagen, sich in aller Öffentlichkeit zu kämmen. So etwas gehörte sich nicht. Das war einer der Grundsätze

ihrer Mutter. Sie lächelte. Zwar hatte sie den Kontakt zu ihrer Mutter abgebrochen, doch deren Prinzipien hatten sich ihr unauslöschlich eingepägt. Der mandelgrüne Strickhut bestand aus drei mollen Reifen mit einem flachen Cordsamt-Deckel, geziert von einem kleinen steifen Flanellstummel, wie sie auch klassische Bérêts krönen. Sie hatte diesen Hut im Schaufenster eines Ladens in der Rue des Francs Bourgeois im Marais gesehen, war hineingegangen, hatte nach dem Preis gefragt und ihn anprobiert. Er verlieh ihr die verschmitzte Ausstrahlung einer unbekümmerten Frau mit Stupsnase. Er überzog ihre braunen Augen mit goldenem Glanz, ließ ihre runden Wangen schmaler erscheinen und streckte ihre Silhouette. Mit diesem Hut schuf sie sich eine Persönlichkeit. Am Abend vorher hatte sie einen Termin mit Zoés Klassenlehrerin Madame Berthier gehabt, um mit ihr über den Schulwechsel ihrer jüngeren Tochter zu reden und darüber, wie sie in ihrer neuen Umgebung zurechtkam. Am Ende ihres Gesprächs hatte Madame Berthier ihren Mantel angezogen und einen mandelgrünen Strickhut aufgesetzt.

»Ich habe genau den gleichen«, hatte Joséphine gesagt. »Ich habe mich nur nicht getraut, ihn zu tragen.«

»Das sollten Sie aber! Er hält schön warm und ist sehr ungewöhnlich. Man bemerkt ihn schon von Weitem!«

»Haben Sie ihn in der Rue des Francs Bourgeois gekauft?«

»Ja. In einem winzig kleinen Laden.«

»Ich auch. Welch ein Zufall!«

Die Tatsache, dass sie den gleichen Hut besaßen, hatte eine engere Verbindung zwischen ihnen geschaffen als das ausführliche Gespräch über Zoé. Gemeinsam hatten sie das Schulgebäude verlassen und plaudernd die gleiche Richtung eingeschlagen.

»Zoé hat mir erzählt, dass Sie aus Courbevoie hergezogen sind.«

»Ich habe fast fünfzehn Jahre dort gewohnt. Und ich habe mich immer wohlgeföhlt. Auch wenn es gelegentlich Probleme gab ...«

»Hier sind es nicht die Kinder, die uns Probleme bereiten, sondern die Eltern!«

Joséphine hatte sie überrascht angesehen.

»Sie glauben alle, ein kleines Genie in die Welt gesetzt zu haben, und machen uns Vorwürfe, weil wir den Pythagoras oder Chateaubriand nicht erkennen, der in ihnen schlummert. Sie traktieren sie mit Zu-

satzunterricht, Klavierstunden, Tennis und Sommerkursen an noblen ausländischen Schulen, und die Kinder sind so erschöpft, dass sie im Unterricht einschlafen, oder behandeln uns, als wären wir ihre Dienstmoten ...«

»Wirklich?«

»Und wenn Sie versuchen, die Eltern daran zu erinnern, dass es noch Kinder sind, dann rümpfen sie die Nase und behaupten, die anderen vielleicht, aber doch sicher nicht ihr eigenes! Mozart war noch keine sieben Jahre alt, als er anfang zu komponieren, und ihr Sprössling ist der neue Mozart! Mein Gott, Mozart, wenn ich da an die *Kleine Nachtmusik* denke, eine ziemlich eintönige alte Leier. Gestern erst bin ich mit einem Vater aneinandergeraten, einem Banker mit zahllosen Abschlüssen und Auszeichnungen, der sich darüber beschwerte, dass sein Sohn nur einen Durchschnitt von vierzehn Punkten hat. Da fällt mir ein, er ist ja in der gleichen Gruppe wie Zoé ... Ich habe ihn darauf aufmerksam gemacht, dass vierzehn Punkte doch recht gut seien, da hat er mich angeschaut, als hätte ich ihn beleidigt. Sein Sohn! Fleisch von seinem Fleisch! Nur einen Durchschnitt von vierzehn Punkten! Ich habe Napalm in seinem Atem gerochen. Lehrer zu sein ist gefährlich geworden, und es sind nicht so sehr die Schüler, die mir Angst machen, sondern die Eltern!«

Sie hatte fröhlich aufgelacht und ihrem Hut einen Klaps versetzt, damit er nicht im Wind davonflog.

Vor Joséphines Haus hatten sie sich getrennt.

»Ich wohne noch ein Stück weiter«, hatte Madame Berthier gesagt und auf eine Straße auf der linken Seite gedeutet. »Ich werde ein Auge auf Zoé haben, versprochen!«

Sie war schon ein paar Schritte gegangen, als sie sich noch einmal umgedreht hatte.

»Und setzen Sie morgen Ihren Hut auf! So werden wir uns schon von Weitem erkennen. Man kann ihn ja schwerlich übersehen!«

Da hat sie recht, hatte Joséphine gedacht: Er reckte sich wie eine Kobra aus ihrem Korb; sie rechnete jeden Moment damit, dass eine Flöte ertönte und er sich zu wiegen begann. Sie hatte gelacht und gewinkt. Versprochen, ab morgen würde sie ihren Strickhut tragen. Sie würde ja sehen, ob er Luca gefiel.

Seit einem Jahr trafen sie sich nun regelmäßig und saßen sich immer noch. Vor zwei Monaten hatten sie versucht, zum Du überzugehen, aber es war zu spät. Es war, als hätten sie zwei Fremde in ihren vertrauten Umgang miteinander eingelassen. Zwei Menschen, die sie nicht näher kannten und die einander duzten. Also waren sie wieder zum Sie zurückgekehrt, das vielleicht verwundern mochte, aber ihnen beiden zusagte. Genau wie ihre Art des Zusammenseins: jeder für sich, sorgsam auf seine Eigenständigkeit bedacht. Luca arbeitete an einem Sachbuch für einen Universitätsverlag, einer Geschichte der Tränen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Die meiste Zeit verbrachte er in der Bibliothek. Mit neununddreißig Jahren lebte er noch immer wie ein Student in einem Einzimmerappartement in Asnières. In seinem Külschrank bliesen eine Flasche Cola und ein Stück Pastete Trübsal, er besaß weder Auto noch Fernseher und trug bei jedem Wetter einen dunkelblauen Dufflecoat, der ihm als zweites Zuhause diente. In seinen großen Taschen trug er alles mit sich herum, was er im Laufe des Tages benötigte. Er hatte einen Zwillingbruder, Vittorio, der ihm große Sorgen bereitete. Joséphine brauchte nur die Falte zwischen seinen Brauen zu betrachten, um zu wissen, ob er gute oder schlechte Nachrichten von seinem Bruder hatte. Wenn die Furche sich vertiefte, zog ein Gewitter auf. Sie fragte nie danach. An solchen Tagen blieb Luca stumm und missgelaunt. Er nahm ihre Hand, schob sie in die Tasche seines Dufflecoats zu den Schlüsseln, Stiften, Heften, Halsbonbons, Métro-Fahrscheinen, dem Handy, den Papiertaschentüchern und dem Portemonnaie aus altem rotem Leder. Mittlerweile erkannte sie all diese Gegenstände mit den Fingerspitzen, sogar die Marke der Halsbonbons. Sie sahen sich abends, wenn Zoé bei einer Freundin übernachtete, oder am Wochenende, wenn sie zu ihrem Cousin Alexandre nach London fuhr.

Jeden zweiten Freitag brachte Joséphine Zoé zur Gare du Nord. Philippe und sein Sohn Alexandre holten sie am Bahnhof St. Pancras ab. Philippe hatte Zoé ein Jahresticket für den Eurostar geschenkt, und Zoé freute sich jedes Mal auf ihr Zimmer in der Wohnung ihres Onkels in Notting Hill.

»Was, du hast da dein eigenes Zimmer?«, hatte Joséphine überrascht gerufen.

»Ich habe sogar einen Schrank voll Kleider, damit ich keinen Koffer mitzunehmen brauche! Philippe denkt einfach an alles, er ist der beste Onkel auf der ganzen Welt!«

Aus dieser Geste sprachen das Zartgefühl und die Großzügigkeit, die Joséphine von ihrem Schwager kannte. Jedes Mal wenn sie ein Problem hatte, wenn sie vor einer Entscheidung zögerte, rief sie Philippe an.

Und jedes Mal antwortete er: »Ich bin für dich da, Jo, du kannst mich um alles bitten, das weißt du doch.« Sobald sie den herzlichen Klang seiner Stimme hörte, war sie beruhigt. Nur zu gern hätte sie sich noch ein wenig länger in die Wärme dieser Stimme gehüllt, in die Zärtlichkeit, die sie hinter der kaum merklichen Veränderung seines Tonfalls erahnte, die auf ihr »Hallo, Philippe, ich bin's, Jo« folgte, doch gleich schrillte eine Warnglocke los: Vorsicht, Gefahr! Er ist der Mann deiner Schwester! Lass die Finger von ihm, Joséphine!

Antoine, der Vater ihrer beiden Töchter, war vor sechs Monaten gestorben. In Kenia, wo er im Auftrag eines chinesischen Geschäftsmanns namens Wei eine Krokodilfarm geleitet hatte. Doch die Geschäfte waren immer schlechter gelaufen, er hatte angefangen zu trinken und war in einen seltsamen Dialog mit den Reptilien getreten, die sich weigerten, sich zu vermehren, die ihre Schutzzäune einrissen und die Angestellten zerfleischten. Nächtelang saß er da und versuchte, in den gelben Augen der Krokodile zu lesen, die dicht über der Wasseroberfläche schwebten. Er wollte mit ihnen reden, sich mit ihnen anfreunden. Eines Nachts war er zu ihnen ins Wasser gestiegen und von einem der Tiere gefressen worden. Mylène hatte ihr vom tragischen Ende ihres Mannes erzählt. Mylène, Antoinettes Geliebte, die Frau, die er ausgewählt hatte, ihn auf sein kenianisches Abenteuer zu begleiten. Die Frau, für die er sie verlassen hatte. Nein! Er hat mich nicht ihretwegen verlassen, er hat mich verlassen, weil er es nicht länger aushielt, arbeitslos zu sein, den ganzen Tag untätig in der Wohnung herumsitzen. Von meinem Gehalt abhängig zu sein. Mylène war nur ein Vorwand. Ein Gerüst, an dem er sich wieder hochzog.

Joséphine hatte noch nicht den Mut aufgebracht, Zoé zu sagen, dass ihr Vater tot war. Sie hatte ihr erklärt, dass er zu einer Expedition in den Dschungel aufgebrochen sei, um passende Gebiete für neue Kro-

kodilfarmen zu erkunden. Er habe kein Handy mitgenommen, aber es werde sicher nicht mehr lange dauern, bis er sich bei ihnen meldete. Zoé nickte jedes Mal und antwortete: »Also habe ich jetzt nur noch dich, Maman, hoffentlich passiert dir nichts«, und sie klopfte auf Holz, um das Unheil abzuwehren. »Ach was, mir passiert doch nichts, ich bin unbesiegbar wie Königin Eleonore von Aquitanien, die ohne Weh und Klage siebzig Jahre alt wurde!« Zoé dachte einen Moment nach und fragte pragmatisch: »Aber falls dir doch etwas passiert, Maman, was mache ich dann? Allein finde ich Papa doch nie wieder!« Joséphine hatte mit dem Gedanken gespielt, ihr mit »Papa« unterschriebene Postkarten zu schicken, doch es widerstrebte ihr, zur Betrügerin zu werden. Eines Tages würde sie ihr wohl oder übel die Wahrheit sagen müssen. Doch nie kam der passende Moment. Gab es überhaupt einen passenden Moment, um einem dreizehneinhalbjährigen Mädchen zu sagen, dass sein Vater von einem Krokodil gefressen worden war?

Hortense wusste Bescheid. Sie hatte geweint, Joséphine beschimpft und anschließend verkündet, dass es so besser sei, da ihr Vater sein ewiges Scheitern ohnehin nicht mehr ertragen habe. Hortense hatte nichts übrig für Gefühle, in ihren Augen waren sie Zeitverschwendung, ein fragwürdiges Eingehen auf andere, das lediglich zu Mitleid führte. Sie kannte nur ein Ziel im Leben: Erfolg. Und nichts und niemand würde sie davon abhalten. Natürlich liebte sie ihren Vater, aber sie konnte ihm nicht helfen. Jeder war schließlich für sein Schicksal selbst verantwortlich, er war aus dem Tritt gekommen und hatte dafür bezahlt.

Seinetwegen Ströme von Tränen zu vergießen, hätte ihn auch nicht wieder lebendig gemacht.

Das war im vergangenen Juni gewesen.

Joséphine schien es eine Ewigkeit her.

Hortense hatte ihr Abitur mit »Sehr gut« bestanden und war nach London gezogen, um dort zu studieren. Manchmal besuchte sie Zoé bei Philippe und verbrachte den Samstag mit ihnen, aber meistens stürmte sie nur kurz herein, umarmte ihre kleine Schwester und verschwand gleich darauf wieder. Sie hatte sich am Saint Martins College eingeschrieben und arbeitete unermüdlich. »Das ist die beste Schule für Modedesign auf der ganzen Welt«, versicherte sie ihrer Mutter

immer wieder. »Ich weiß, die Gebühren sind hoch, aber das können wir uns doch jetzt leisten, nicht wahr? Und du wirst deine Investition garantiert nicht bereuen. Ich werde eine weltberühmte Modedesignerin.« Daran hegte Hortense keinen Zweifel. Und Joséphine auch nicht. Sie traute ihrer Tochter alles zu.

So viel ist in knapp einem Jahr geschehen! Mein Leben wurde völlig auf den Kopf gestellt. Mein Mann hatte mich verlassen, meine Mutter ließ kein gutes Haar an mir, die Schulden drohten mir über den Kopf zu wachsen, und ich hatte gerade die Arbeit an einem Roman beendet, den meine Schwester, meine geliebte Schwester Iris, unter ihrem Namen veröffentlichen wollte, um damit in der Gesellschaft zu glänzen.

Und jetzt...

Jetzt hat Scorsese die Filmrechte an meinem Roman gekauft, und Nicole Kidman ist für die Rolle meiner Heldin Florine im Gespräch. Das Buch wurde in unzählige Sprachen übersetzt, vor Kurzem hat man mir meinen ersten Vertrag auf Chinesisch vorgelegt.

Jetzt lebt Philippe mit Alexandre in London. Und Iris dümmert in einer Klinik vor den Toren von Paris vor sich hin, wo sie wegen einer Depression behandelt wird.

Jetzt bin ich auf der Suche nach einem Thema für meinen nächsten Roman, denn der Verleger hat mich überredet, ein zweites Buch zu schreiben. Ich grüble und grüble, aber mir fällt nichts ein.

Jetzt bin ich Witwe. Antoines Tod wurde von der örtlichen Polizei festgestellt, der französischen Botschaft in Nairobi gemeldet und die Information an das Außenministerium in Frankreich weitergeleitet. Ich bin Joséphine Plissonnier, verwitwete Cortès. Ich kann an Antoine und seinen entsetzlichen Tod denken, ohne dass mir die Tränen kommen.

Jetzt habe ich noch einmal ganz von vorn angefangen: Ich warte auf Luca, und wir werden ins Kino gehen. Luca wird das *Pariscope* mitbringen, und wir werden gemeinsam einen Film aussuchen. In Wahrheit war es immer Luca, der den Film auswählte, aber er tat so, als überließe er ihr die Entscheidung. Sie würde den Kopf an seine Schulter legen, eine Hand in seine Tasche schieben und sagen: »Suchen Sie aus.« Und er würde antworten: »Einverstanden, aber beschweren Sie sich nachher nicht!«

Sie beschwerte sich nie. Sie wunderte sich immer noch darüber, dass er Gefallen daran fand, seine Zeit mit ihr zu verbringen. Wenn sie neben ihm lag, wenn sie seinen schlafenden Körper an ihrem spürte, betrachtete sie manchmal sein spartanisch eingerichtetes Zimmer, als hätte sie es nie zuvor gesehen. Das fahle Licht, das zwischen den Lamellen der Jalousie hereinsickerte, die Bücherstapel auf dem Boden, auf die eine nachlässige Hand einen Teller, ein Glas, einen Topfdeckel oder eine Zeitung abgelegt hatte, die jeden Moment herunterzurutschen drohte. Eine Junggesellenwohnung. Sie genoss es, sich als Frau des Hauses zu fühlen. Hier ist sein Zuhause, und ich bin die Frau, die in seinem Bett schläft. Sie schmiegte sich an ihn und hauchte einen Kuss auf seine Hand, die sich, hager wie ein dunkler Weinstock, unter ihre Taille geschoben hatte. Ich habe einen Liebhaber. Ich, Joséphine Plissonnier, verwitwete Cortès, habe einen Liebhaber. Sie errötete und sah sich hastig um, ob auch niemand sie beobachtete. Hoffentlich gefällt ihm mein Hut! Wenn er das Gesicht verzieht, drücke ich ihn platt und verwandle ihn in ein einfaches Béret. Oder ich rolle ihn zusammen, stecke ihn in die Manteltasche und setze ihn nie wieder auf.

Ihr Blick kehrte zu dem Paket zurück. Sie löste die grobe Schnur und las noch einmal die Adresse. MADAME JOSÉPHINE CORTÈS. Sie waren nicht mehr dazu gekommen, sich scheiden zu lassen. Hätten sie je den Mut dazu gehabt? Mann und Frau. Man heiratet nicht nur für die guten Tage, man heiratet auch die Fehler, die Schwächen, die Lügen, die Ausflüchte. Sie war nicht mehr in Antoine verliebt, aber er blieb ihr Mann, der Vater von Hortense und Zoé.

Vorsichtig zog sie das Packpapier auseinander, betrachtete noch einmal die Briefmarken – würde sie sie der Postangestellten vorbeibringen? – und hob den Deckel des Schuhkartons an. Obenauf lag ein Brief.

*Sehr geehrte Madame Cortès,
das ist alles, was wir von Antoine Cortès, Ihrem Mann, nach jenem unglücklichen Vorfall, der ihn das Leben kostete, noch gefunden haben. Seien Sie versichert, dass wir alle mit Ihnen fühlen und unserem Freund und Kollegen, der allzeit bereit war, anderen einen Gefallen zu tun oder eine Runde auszugeben, stets ein herzliches Andenken bewahren werden.*

*Ohne ihn wird das Leben nie mehr so sein wie zuvor, und sein Platz an der Theke wird als Zeichen der Verbundenheit von jetzt an leer bleiben.
Seine Freunde und Kollegen aus dem Crocodile Café in Mombasa.*

Es folgten die allesamt unleserlichen Unterschriften früherer Bekannter von Antoine. Selbst wenn sie sie hätte entziffern können, hätte es ihr nicht weitergeholfen: Sie kannte keinen von ihnen.

Joséphine faltete den Brief wieder zusammen und schob das Zeitungspapier zur Seite, in das Antoinés Habseligkeiten eingeschlagen waren. Sie hob eine schöne Taucheruhr mit einem großen schwarzen, von römischen und arabischen Ziffern umrahmten Zifferblatt heraus, einen orangefarbenen Turnschuh Größe neununddreißig – er hatte zeitlebens darunter gelitten, so kleine Füße zu haben – und einen Taufanhänger, auf dem ein Engelchen im Profil abgebildet war, das sein Kinn auf dem Handrücken abstützte. Auf der Rückseite des Anhängers waren sein Vorname und sein Geburtsdatum eingraviert: der 26. Mai 1963. Schließlich noch eine lange mittelbraune Haarsträhne, die auf ein vergilbtes Stück Karton geklebt und mit der handschriftlichen Anmerkung »Haare von Antoine Cortès, französischer Geschäftsmann« versehen war. Es war der Anblick dieser Locke, der Joséphine tiefer traf als alles andere. Der Kontrast zwischen dem feinen, seidigen Haar und dem Anschein, den Antoine sich immer hatte geben wollen. Er mochte seinen Vornamen nicht. Er zog Tonio vor. Tonio Cortès. Das machte Eindruck. Den Eindruck eines Draufgängers, eines Großwildjägers, eines Mannes, der nichts und niemanden fürchtet, während er in Wahrheit stets Angst davor hatte, zu scheitern und den Ansprüchen, die an ihn gestellt wurden, nicht zu genügen. Ihre Finger strichen über die Haarsträhne. Mein armer Antoine, du warst nicht für diese Welt geschaffen, sondern für eine abgeschirmte, unbeschwerte Welt, eine Operettenwelt, in der man sich ungestraft in die Brust werfen kann, eine Welt, in der deine Prahlereien die Krokodile eingeschüchtert hätten. Aber so haben sie mit dir kurzen Prozess gemacht. Nicht nur die Reptilien in deinen Tümpeln. Alle Krokodile dieses Lebens, die ihr Maul aufsperrten, um uns zu verschlingen. Die Welt ist voll von diesen elenden Viechern.

Das war alles, was von Antoine Cortès geblieben war: ein Karton auf

ihrem Schoß. Im Grunde hatte sie ihren Mann immer auf dem Schoß gehalten. Sie hatte ihn in dem Glauben gelassen, er sei der Herr im Haus, doch in Wahrheit hatte immer sie die Verantwortung getragen.

»Und was darf es für Sie sein, Madame?«

Der Kellner stand abwartend vor ihr.

»Eine Cola light, bitte.«

Er entfernte sich mit federnden Schritten. Sie musste sich unbedingt mehr bewegen. Sie ging auf wie ein Hefekloß. Sie hatte ihre Wohnung auch deshalb gewählt, um im Bois de Boulogne joggen zu können. Sie richtete sich auf, zog den Bauch ein und nahm sich vor, mehrere Minuten so steif sitzen zu bleiben, um ihre Muskeln zu trainieren.

Passanten schlenderten gemächlich über den Bürgersteig. Andere drängten sich an ihnen vorbei und rempelten sie an. Ohne sich zu entschuldigen. Ein junges Paar ging eng umschlungen vorbei. Der Junge hatte einen Arm um die Schultern des Mädchens gelegt, das mehrere Bücher an die Brust drückte. Er flüsterte ihr etwas ins Ohr, und sie lauschte aufmerksam.

Wovon könnte mein nächster Roman handeln? Soll ich ihn in der Gegenwart spielen lassen oder in meinem geliebten zwölften Jahrhundert? Da kenne ich mich wenigstens aus. Ich kenne die Empfindsamkeiten dieser Epoche, die Verhaltensregeln in der Liebe, die gesellschaftlichen Umgangsformen. Was weiß ich denn schon über das heutige Leben? Nicht besonders viel. Ich lerne gerade erst. Ich lerne, mit anderen Menschen umzugehen, ich lerne, mit Geld umzugehen, ich muss alles noch lernen. Hortense weiß mehr darüber als ich. Zoé ist noch ein Kind, aber auch sie verändert sich zusehends. Sie träumt davon, so zu sein wie ihre Schwester. Genau wie meine Schwester damals für mich ein Vorbild war.

Ich vergötterte Iris. Sie bestimmte mein Denken. Und nun dämmert sie im Halbdunkel eines Klinikzimmers vor sich hin. Ihr Blick ist leer. Sie streift mich mit einem Auge, während sich das andere in vagem Überdruß entzieht. Sie hört mir kaum zu. Einmal habe ich sie aufgefordert, dem Personal gegenüber etwas freundlicher zu sein, das sich so aufopferungsvoll um sie kümmert, und sie hat geantwortet: »Wie soll ich mit anderen leben, wenn ich nicht einmal mit mir selbst leben kann?« Und ihre Hand fiel kraftlos zurück auf die Decke.

Philippe besuchte sie. Er bezahlte die Arztrechnungen, er bezahlte die Klinikrechnung, er bezahlte die Miete für ihre Wohnung in Paris, er bezahlte Carmens Lohn. Jeden Tag band Carmen, die treue, starrsinnige Gouvernante, Iris einen Blumenstrauß und brachte ihn ihr nach anderthalbstündiger Busfahrt und zweimaligem Umsteigen in die Klinik. Der Geruch der Blumen verdross Iris, und sie ließ sie vor die Tür stellen, wo sie verwelkten. Carmen kaufte feinste Kekse bei Mariage Frères, breitete die rosa Kaschmirdecke über das weiße Bett, legte ein Buch in Iris' Reichweite, versprühte einen dezenten Raumduft und wartete. Iris schlief. Gegen achtzehn Uhr schlich Carmen auf Zehenspitzen hinaus. Und kam am nächsten Morgen mit neuen Opfern wieder. Joséphine schmerzten Carmens stumme Ergebenheit und Iris' Schweigen.

»Gib ihr doch ein Zeichen, sag ein paar freundliche Worte zu ihr ... Sie besucht dich jeden Tag, und du siehst sie nicht einmal an. Das ist nicht nett.«

»Ich brauche nicht nett zu sein, Joséphine, ich bin krank. Außerdem geht sie mir mit ihrer Liebe auf die Nerven. Lass mich doch einfach in Ruhe!«

Wenn sie nicht der ganzen Welt überdrüssig war, sondern etwas Leben und Farbe wiedergewann, konnte sie sehr verletzend werden. Bei Joséphines letztem Besuch war ihr unverfänglicher Plauderton schnell hitziger geworden.

»Ich hatte nur einen einzigen Vorzug«, hatte Iris gesagt, während sie sich in dem kleinen Taschenspiegel betrachtete, der immer auf ihrem Nachttisch lag, »ich war schön. Sehr schön. Aber selbst das entgleitet mir! Hast du die Falte hier gesehen? Die war gestern Abend noch nicht da. Und morgen kommt noch eine hinzu und dann noch eine und noch eine ...«

Mit einem Knall hatte sie den Spiegel zurück auf den Nachttisch geworfen und ihren kurzen Pagenschnitt glatt gestrichen. Eine Frisur, die sie zehn Jahre jünger wirken ließ.

»Ich bin siebenundvierzig Jahre alt und habe alles versaut. Mein Leben als Ehefrau, mein Leben als Mutter, mein ganzes Leben ... Und du erwartest allen Ernstes von mir, aufzuwachen? Wozu? Lieber schlafe ich.«

»Und was ist mit Alexandre?«, hatte Joséphine leise gefragt, ohne selbst von ihrem Argument überzeugt zu sein.

»Stell dich nicht dümmer, als du bist, Jo, du weißt ganz genau, dass ich nie eine Mutter für ihn war. Ich war eine flüchtige Erscheinung, eine Bekannte, ich könnte nicht einmal behaupten, eine Freundin: Ich langweilte mich in seiner Gegenwart, und ich habe den Verdacht, dass es ihm genauso ging. Du bist seine Tante, und trotzdem steht er dir näher als mir, seiner Mutter...«

Die Frage, die Joséphine auf der Zunge brannte und die sie doch nicht zu stellen wagte, betraf Philippe. Hast du keine Angst, dass er mit einer anderen ein neues Leben beginnt? Hast du keine Angst, irgendwann ganz allein dazustehen? Das wäre zu brutal gewesen.

»Dann versuch doch, ein guter Mensch zu werden...«, hatte sie stattdessen entgegnet. »Es ist nie zu spät, um ein guter Mensch zu werden.«

»Meine Güte, du nervst, Joséphine! Du hörst dich an wie eine Nonne, die versehentlich in einen Puff geraten ist und versucht, die verlorenen Seelen zu retten! Du kommst den ganzen Weg hierher, um mir gute Ratschläge zu erteilen? Spar dir demnächst die Mühe und bleib zu Hause. Ich habe gehört, du bist umgezogen? In eine schöne Wohnung in einem schicken Viertel. Das hat mir unsere liebste Mutter erzählt. Unter uns, sie stirbt fast vor Neugier und würde dich zu gern besuchen, aber sie weigert sich, als Erste anzurufen.«

Sie hatte schwach gelächelt. Ein verächtliches Lächeln. Ihre großen blauen Augen, die ihr gesamtes Gesicht einnahmen, seit sie krank war, hatten sich in boshafter Eifersucht verdunkelt.

»Jetzt hast du ja Geld. Viel Geld. Dank mir. Ich habe dafür gesorgt, dass dein Buch ein Erfolg wurde, vergiss das nicht. Ohne mich hättest du niemals einen Verleger gefunden, du wärest niemals in der Lage gewesen, Journalisten Interviews zu geben, dich in Szene zu setzen, dich live im Fernsehen skalpieren zu lassen, um Aufmerksamkeit zu erregen! Also erspar mir deine Ermahnungen und genieß deinen Reichtum. Dann nutzt er wenigstens einer von uns!«

»Du bist ungerecht, Iris.«

Sie hatte sich wieder aufgesetzt. Eine schwarze Strähne hing ihr in die Augen.

»Wir hatten eine Abmachung!«, hatte sie mit vorwurfsvoll auf José-

phine gerichtetem Finger geschrien. »Ich überlasse dir das ganze Geld, dafür lässt du mir den Ruhm! Ich habe unseren Pakt eingehalten. Aber du nicht! Du wolltest ja beides: das Geld UND den Ruhm!«

»Du weißt ganz genau, dass das nicht stimmt. Ich wollte nichts von alledem, Iris, gar nichts. Ich wollte das Buch nicht schreiben, ich wollte das Honorar für das Buch nicht, ich wollte bloß in der Lage sein, Hortense und Zoé anständig aufzuziehen.«

»Wag ja nicht zu behaupten, du hättest dieses kleine Biest nicht dazu angestiftet, mich live im Fernsehen zu denunzieren! ›Meine Tante hat das Buch gar nicht geschrieben, das war meine Mutter...‹ Dir hat es doch wunderbar in den Kram gepasst, dass Hortense das ausposaunt! Du hast die Edelmütige gespielt und alles eingesackt, du hast mich eiskalt fertiggemacht. Es ist deine Schuld, dass ich jetzt hier in diesem Bett vor mich hin vegetiere, Joséphine, ganz allein deine Schuld!«

»Iris... Ich bitte dich...«

»Und das genügt dir immer noch nicht? Jetzt kommst du auch noch her, um mich zu verhöhnen! Was willst du denn noch? Meinen Mann? Meinen Sohn? Dann nimm sie dir doch, Joséphine, nimm sie!«

»Das kann nicht dein Ernst sein. Das ist nicht möglich. Wir haben uns doch so geliebt, ich jedenfalls habe dich geliebt, und ich liebe dich immer noch.«

»Du kotzt mich an, Jo. Ich war deine treueste Verbündete. Ich war immer für dich da, habe immer für dich bezahlt, habe dich immer beschützt. Ein einziges Mal habe ich dich um etwas gebeten, und da hast du mich verraten. Du hast meinen Ruf ruiniert! Warum, glaubst du, sitze ich hier in dieser Klinik und dämmere vor mich hin? Warum lasse ich mich mit Schlafmitteln betäuben? Weil ich keine andere Wahl habe! Wenn ich dieses Zimmer verlasse, werden alle mit dem Finger auf mich zeigen. Da verrecke ich noch lieber hier drin. Und wenn es so weit ist, hast du mich auf dem Gewissen. Dann werden wir ja sehen, wie du damit weiterlebst. Denn ich werde dich nicht loslassen, Jo! Ich werde nachts zu dir kommen und an deinen Füßen zerren, ich werde deine kleinen warmen Füße von den großen kalten Füßen meines Mannes wegziehen, auf den du es insgeheim abgesehen hast. Glaubst du etwa, das wüsste ich nicht? Glaubst du, ich hörte das Beben in seiner Stimme nicht, wenn er von dir spricht? Ich bin noch nicht völlig

benebelt. Ich höre, dass er etwas für dich empfindet. Ich werde dich nicht schlafen lassen, ich werde dich daran hindern, von dem Champagner zu trinken, den er dir reicht, und wenn er seine Lippen auf deine Schulter drückt, werde ich es sein, die dich beißt, Joséphine!«

Ihre ausgezehrten Arme ragten aus dem Morgenmantel hervor, ihre verkrampften Kiefer zuckten, und in ihren Augen loderte der erbittertste Hass, den je eine eifersüchtige Frau auf ihre Rivalin gerichtet hat. Es war diese Eifersucht, dieser wilde, ungezähmte Hass, der Joséphine durch Mark und Bein fuhr.

»Du hast mich ja, Iris ...«, murmelte sie, und es klang wie ein Eingeständnis an sich selbst.

»Endlich hast du's kapiert! Endlich können wir mit diesem Theater aufhören und brauchen nicht länger so zu tun, als würden wir uns innig lieben!«, schrie Iris. Dann senkte sie die Stimme, heftete ihren glühenden Blick auf Joséphine und scheuchte sie hinaus.

»Verschwinde!«

»Aber, Iris ...«

»Ich will dich nicht mehr sehen. Du brauchst gar nicht mehr wiederzukommen! Dann bin ich dich endlich los!«

Sie drückte auf den Klingelknopf, um die Pflegerin zu rufen, und ließ sich in die Kissen fallen. Dabei hielt sie sich mit beiden Händen die Ohren zu und ignorierte Joséphines Versuche, mit ihr zu reden und sich mit ihr zu versöhnen.

Das war vor drei Wochen gewesen.

Sie hatte niemandem davon erzählt. Nicht Luca, nicht Zoé, nicht Hortense, nicht einmal Shirley, die Iris nie gemocht hatte. Joséphine brauchte niemanden, der mit ihrer Schwester ins Gericht ging. Ihre Vorzüge und Schwächen kannte sie selbst zur Genüge.

Sie ist wütend auf mich. Sie ist wütend auf mich, weil ich den ersten Platz eingenommen habe, der von Natur aus ihr zusteht. Ich habe Hortense nicht dazu gedrängt, alles ans Licht zu bringen, ich habe unseren Pakt nicht gebrochen. Doch wie sollte sie Iris dazu bringen, die Wahrheit zu akzeptieren? Ihre Schwester war viel zu verletzt, um sie anzuhören. Dabei war es Iris' Idee gewesen, dass Joséphine einen Roman schreiben solle, der dann unter ihrem Namen erscheinen würde. Sie hatte Joséphine geködert, indem sie ihr das gesamte Honorar ver-

sprach – sie hatte alles eingefädelt. Joséphine hatte sich überreden lassen. Gegen ihre Schwester kam sie nicht an. Sie war zu schwach. Aber wo genau liegt die Grenze zwischen Schwäche und Feigheit? Zwischen Schwäche und Falschheit? War sie nicht doch glücklich gewesen, als Hortense im Fernsehen verkündet hatte, dass nicht ihre Tante, sondern ihre Mutter die wahre Autorin der *Demütigen Königin* sei? Ich war aufgewühlt, das stimmt, aber eher wegen Hortenses Geste, die mir auf ihre Weise damit sagte, dass sie mich liebt und schätzt. Öffentlich als Schriftstellerin anerkannt zu werden war mir nicht wichtig. Dieser Roman ist mir egal. Das Geld ist mir egal. Der Erfolg ist mir egal. Ich wünschte, es wäre alles wieder so wie früher. Dass Iris mich liebt, dass wir zusammen in Urlaub fahren, dass sie die Schöneren ist, die Strahlendere, die Elegantere. Ich wünschte, wir würden wieder gemeinsam rufen: »Knick und Knock knackten den knurrigen Knuck, eh der sie knacken konnte«, so wie damals, als wir noch klein waren. Ich wünschte, ich wäre wieder diejenige, nach der kein Hahn kräht. Ich fühle mich nicht wohl in meiner neuen Rolle als erfolgreiche Frau.

Plötzlich bemerkte sie ihr Bild in einem der Spiegel an den Wänden.

Im ersten Moment erkannte sie sich nicht.

War diese Frau etwa Joséphine Cortès?

Diese elegante Frau in dem schönen cremefarbenen Mantel mit breitem Revers aus schimmerndem braunem Samt? Diese attraktive Frau mit glänzendem Haar, schön gezeichneten Lippen und einem erstaunten Funkeln in den Augen? War sie das? Der originelle Strickhut reckte sich stolz in die Höhe und kündete von der neuen Joséphine. Sie musterte diese vollkommen Fremde. Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie sehen wunderbar aus! Wie schön und frei Sie wirken! Ich wäre so gerne wie Sie, ich meine, in meinem Inneren genauso schön und strahlend wie das Bild, das mir der Spiegel zeigt. Wenn ich Sie so ansehe, habe ich das seltsame Gefühl, zwei Personen zu sein: Sie und ich. Dabei sind wir ein und dieselbe Frau.

Sie blickte auf das Glas Cola vor ihr. Sie hatte es nicht angerührt. Die Eiswürfel waren geschmolzen und hatten das Glas beschlagen lassen. Sie zögerte, die Spuren ihrer Finger darauf zu hinterlassen. Warum habe ich eine Cola bestellt? Ich mag keine Cola. Ich mag die Bläschen nicht, die einem wie tausend rote Ameisen in die Nase steigen.

Ich weiß nie, was ich bestellen soll, also sage ich Cola, wie alle anderen auch, oder Kaffee. Cola, Kaffee, Cola, Kaffee.

Sie hob den Kopf und schaute auf die Uhr: halb acht! Luca war nicht gekommen. Sie nahm ihr Handy aus der Tasche, wählte seine Nummer, erreichte die Mailbox, die sich mit einem klar artikulierten »Giambelli« meldete, und hinterließ eine Nachricht. Heute Abend würden sie sich nicht mehr sehen.

Und vielleicht war das auch besser so. Jedes Mal, wenn sie an diesen fürchterlichen Streit mit ihrer Schwester zurückdachte, spürte sie, wie Verzweiflung sie ergriff und alle Kraft aus ihr wich. Sie hatte zu nichts mehr Lust. Höchstens noch, sich draußen auf den Bürgersteig zu setzen und die Passanten, die wildfremden Menschen auf der Straße zu beobachten. Muss man denn unweigerlich leiden, sobald man jemanden liebt? Ist das der Preis, den man dafür zu zahlen hat? Sie wusste nur, wie man liebt. Sie wusste nicht, wie sie andere dazu brachte, sie zu lieben. Das waren zwei völlig verschiedene Dinge.

»Trinken Sie Ihre Cola nicht, Madame?«, fragte der Kellner und klopfte mit dem Tablett gegen seinem Oberschenkel. »Schmeckt sie Ihnen nicht? Kein guter Jahrgang? Soll ich Ihnen eine neue bringen?«

Joséphine lächelte schwach und schüttelte den Kopf.

Sie beschloss, nicht länger zu warten. Sie würde nach Hause gehen und mit Zoé zu Abend essen. Bevor sie gegangen war, hatte sie ihr ein kaltes Abendessen auf den Küchentisch gestellt. Hühnchen, einen Salat aus grünen Bohnen, einen Fruchtzwerg und dazu einen Zettel: »Ich gehe mit Luca ins Kino, bin gegen zehn Uhr wieder zurück. Ich komme noch einmal in dein Zimmer und gebe dir einen Gutenachtkuss, ehe du einschläfst. Ich liebe dich, meine Schöne, mein Liebling. Maman.« Sie ließ sie abends nicht gern allein, aber Luca hatte darauf bestanden, sie zu sehen. »Ich muss mit Ihnen reden, Joséphine, es ist wichtig.« Ja, das waren seine Worte gewesen, sie hatte es völlig vergessen.

Sie rief zu Hause an und sagte Zoé, dass sie doch zum Abendessen zurück sein würde, dann winkte sie den Kellner heran und bat um die Rechnung.

»Die liegt doch schon unter dem Tellerchen, Madame. Sie scheinen heute wirklich nicht in Form zu sein.«

Sie ließ ein großzügiges Trinkgeld auf dem Tisch liegen und ging hinaus.

»He! Sie haben Ihr Paket vergessen!«

Sie drehte sich um und sah, wie er Antoinettes Paket schwenkte. Sie hatte es auf dem Stuhl liegen lassen. Bin ich denn so herzlos? Ich vergesse das Letzte, was von Antoine noch geblieben ist, ich verrate meine Schwester, ich lasse meine Tochter allein zu Hause, um mit meinem Geliebten ins Kino zu gehen. Was kommt wohl als Nächstes?

Sie nahm das Paket und drückte es unter ihrem Mantel ans Herz.

»Was ich noch sagen wollte ... Ihr Hut ist klasse!«, rief der Kellner ihr nach.

Sie spürte, wie ihre Ohren unter dem Hut rot anliefen.

Joséphine sah sich nach einem Taxi um, doch sie entdeckte keins. Es war ein ungünstiger Zeitpunkt. Die Leute waren auf dem Weg nach Hause oder fuhren ins Restaurant, ins Kino, ins Theater. Sie beschloss, zu Fuß zu gehen, obwohl ein eisiger Nieselregen fiel. Sie schlang die Arme um das Paket, das sie immer noch unter ihrem Mantel festhielt. Was soll ich damit machen? Ich kann es nicht in der Wohnung aufbewahren. Was, wenn Zoé es findet...? Ich bringe es lieber in den Keller.

Inzwischen war es stockfinster. Die Avenue Paul Doumer war menschenleer. Mit schnellen Schritten ging sie an der Mauer des Friedhofs entlang. Sah die Tankstelle. Nur die Schaufenster waren beleuchtet. Sie entzifferte die Namen der Querstraßen, versuchte, sie sich zu merken. Rue Schloësing, Rue Pétrarque, Rue Scheffer, Rue de la Tour ... Jemand hatte ihr erzählt, dass Brigitte Bardot in dem schönen Eckhaus an der Rue de la Tour ihren Sohn zur Welt gebracht hatte. Sie hatte die gesamte Schwangerschaft zu Hause hinter zugezogenen Vorhängen verbracht, denn auf jedem Ast und auf jedem Balkon hockten Fotografen. Die Nachbarwohnungen waren zu horrenden Preisen vermietet worden. Sie war eine Gefangene in ihrem eigenen Heim. Und wenn sie sich doch einmal nach draußen wagte, verfolgte sie eine wütende Furie in den Aufzug, drohte, ihr die Augen mit einer Gabel auszustechen, und beschimpfte sie als Schlampe. Die arme Frau, dachte Joséphine, wenn das der Preis für den Ruhm ist, bleibt man doch lieber unbekannt. Nach dem Skandal, den Hortenses Fernsehauftritt ausgelöst

hatte, hatten Journalisten versucht, Joséphine aufzuspüren, um sie zu fotografieren. Sie war zu Shirley nach London gefahren, und von dort aus waren sie gemeinsam in Shirleys großes weißes Haus auf Mustique geflohen. Nach ihrer Rückkehr war sie umgezogen, und so war es ihr gelungen, anonym zu bleiben. Man kannte ihren Namen, aber kein einziges Foto von ihr war in der Presse erschienen. Manchmal, wenn sie ihren Namen nannte, Joséphine Cortès, C.O.R.T.È.S., hob sich ein Gesicht und dankte ihr dafür, dass sie *Die demütige Königin* geschrieben hatte. Sie erlebte nur freundliche Reaktionen. Niemand hatte sie je mit einer Gabel bedroht.

Die nächste Querstraße nach dem Ende der Avenue Paul Doumer war der Boulevard Émile Augier. Sie wohnte noch ein Stück weiter, hinter dem Jardin du Ranelagh. Beim Betreten des Parks bemerkte sie einen eleganten Mann in weißem Regenmantel, der am Ast eines Baumes Klimmzüge machte. Es war ein ulkiger Anblick, wie er sich in seinem eleganten Aufzug an einen Ast klammerte und sich wieder und wieder hochzog. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen: Er wandte ihr den Rücken zu.

Das könnte der Anfang eines Romans sein. Ein Mann hängt an einem Ast. Es wäre dunkel, genau wie heute Abend. Er hätte seinen Regenmantel anbehalten und würde bei jedem Klimmzug mitzählen. Die Frauen, die sich beeilten, nach Hause zu kommen, würden sich nach ihm umdrehen. Wollte er sich erhängen, oder würde er sich gleich auf einen Passanten stürzen? Ein Verzweifelter oder ein Mörder? Damit würde die Geschichte einsetzen. Sie vertraute darauf, dass das Leben ihr Anregungen, Ideen, Details liefern würde, die sie in Geschichten verwandeln könnte. So hatte sie auch ihr erstes Buch geschrieben. Indem sie mit weit offenen Augen durch die Welt ging. Indem sie zuhörte, beobachtete, Witterung aufnahm. Und das ist gleichzeitig auch der beste Schutz gegen das Altern. Nur wer sich einschließt, wer sich weigert, zu sehen, zu hören oder zu atmen, der wird alt. Leben und Schreiben gehen oft Hand in Hand.

Sie ging durch den Park. Es war eine mondlose, vollkommen finstere Nacht. Sie hatte das Gefühl, sich in einem feindseligen Wald verirrt zu haben. Der Regen legte einen Schleier über die Rücklichter der Autos, deren schwacher Schein den Park in einen unwirklichen

Glanz tauchte. Ein abgebrochener Zweig, von einem Windstoß erfasst, streifte ihre Hand. Joséphine zuckte zusammen. Ihr Puls beschleunigte sich. Sie zog die Schultern hoch und ging schneller. In solchen Vierteln kann doch gar nichts passieren. Alle sitzen zu Hause um den Tisch und essen leckere, frische Gemüsesuppe oder sehen zusammen fern. Die Kinder haben gebadet und ihren Schlafanzug angezogen und schneiden ihr Fleisch, während die Eltern von ihrem Tag erzählen. Hier gibt es keinen aggressiven Irren, der durch die Gegend streift und nur darauf wartet, sein Messer zu zücken. Sie zwang sich, an etwas anderes zu denken.

Es sah Luca gar nicht ähnlich, ihr nicht Bescheid zu sagen. Seinem Bruder musste etwas zugestoßen sein. Etwas Schlimmes, sonst hätte er nicht ihre Verabredung vergessen. »Ich muss mit Ihnen reden, Joséphine, es ist wichtig.« In diesem Moment saß er sicher gerade auf einem Polizeirevier und versuchte, Vittorio aus irgendwelchen Schwierigkeiten herauszuhelfen. Er ließ immer alles stehen und liegen, wenn er anrief. Vittorio weigerte sich, sie kennenzulernen, ich kann die Frau nicht ausstehen, sie nimmt dich völlig in Beschlag, außerdem hört sie sich total dusselig an. »Er ist eifersüchtig«, hatte Luca belustigt hinzugefügt. »Und Sie haben mich nicht verteidigt, als er behauptete, ich sei dusselig?« Er hatte gelächelt und geantwortet: »Ich bin das gewöhnt, ihm wäre es am liebsten, wenn ich nur ihn im Kopf hätte, früher war er nicht so, er wird immer labiler, immer reizbarer, deshalb möchte ich auch nicht, dass Sie ihm begegnen, er könnte sehr ausfallend werden, und dafür mag ich Sie zu sehr.« Sie hatte nur das Ende des Satzes im Gedächtnis behalten und eine Hand in seine Jackentasche geschoben.

Meine liebste Mutter möchte also meine neue Wohnung sehen, weigert sich aber, es zuzugeben. Henriette Plissonnier rief niemals als Erste an. Man schuldete ihr Respekt und Loyalität. Der Abend, an dem ich ihr die Stirn geboten habe, war mein erster Abend in Freiheit, mein erster Schritt in die Unabhängigkeit. Hatte an jenem Abend alles angefangen? Die Große Kommandantin war vom Sockel gestürzt worden, und das war der Beginn von Henriette Grobzs Unglück gewesen. Inzwischen lebte sie allein in der geräumigen Wohnung, die Marcel Grobz, ihr Ehemann, ihr großzügig überlassen hatte. Er selbst war zu einer warmherzigeren Gefährtin geflohen, die ihm einen Sohn ge-

schenkt hatte: Marcel Grob junior. Ich sollte Marcel mal wieder anrufen, dachte Joséphine, die für ihren Stiefvater größere Zuneigung empfand als für ihre Mutter.

Die Äste der Bäume wiegten sich in einer bedrohlichen Choreografie. Einem Totentanz gleich: lange schwarze Äste wie zerlumpte Hexenkleider. Sie erschauerte. Ein Windstoß trieb ihr eiskalten Regen ins Gesicht, ihre Augen trännten. Sie sah nichts mehr. Nur eine der drei Straßenlaternen entlang des Parkwegs brannte. Ein weißer, von Regensriemen durchzogener Lichtstrahl stieg in den Himmel auf. Joséphine bemühte sich, ihm nachzublicken, bis er sich in der Dunkelheit verlor.

Sie bemerkte den Schatten nicht, der sich von hinten an sie heranschlich.

Sie hörte die eiligen Schritte des Mannes nicht, der sich ihr näherte.

Plötzlich spürte sie, wie sie nach hinten gerissen wurde, wie ein Arm ihren Brustkorb zusammenpresste und eine Hand ihr den Mund zuhielt, während die andere mehrmals auf ihr Herz einstach. Sie dachte, dass ihr jemand das Paket rauben wolle. Sie schaffte es, mit dem linken Arm Antoinettes Paket festzuhalten, schlug um sich und wehrte sich mit aller Kraft, doch sie bekam keine Luft mehr. Sie drohte zu ersticken, röchelte, sackte schließlich zu Boden und ließ alles fallen. Sie konnte gerade noch die glatten Sohlen der Straßenschuhe erkennen, die auf sie eintraten. Sie schützte sich mit beiden Armen und rollte sich zu einer Kugel zusammen. Das Paket rutschte weg. Der Mann zischte Beschimpfungen, Schlampe, elendes Miststück, blöde Fotze, du spuckst keine großen Töne mehr, du machst dich nicht mehr wichtig, du miese Nutte, jetzt stopf ich dir endgültig das Maul, du blöde Fotze! Er überschüttete sie mit Obszönitäten und trat immer heftiger auf sie ein. Joséphine schloss die Augen. Rührte sich nicht. Ein Blutfaden lief ihr aus dem Mund, die Schuhsohlen entfernten sich, und sie blieb auf dem Boden liegen.

Sie wartete lange, ehe sie sich aufrichtete, sich auf Händen und Knien abstützte und aufstand. Rang nach Luft. Atmete gierig ein. Bemerkte, dass ihr Blut aus dem Mund und über die linke Hand lief. Stolperte über das Paket, das auf dem Boden lag. Hob es auf. Die Oberseite war zerfetzt. Antoine hat mich gerettet, war ihr erster Gedanke. Wenn ich das Paket nicht an meinem Herzen getragen hätte, dieses Paket mit

den letzten Erinnerungsstücken an meinen Mann, dem Turnschuh mit der dicken Sohle, wäre ich jetzt tot. Die mittelalterliche Schutzfunktion von Reliquien kam ihr in den Sinn. In einem Medaillon oder einer ledernen Börse trug man stets ein Stück vom Kleid der heiligen Agnes, ein Streifen von der Schuhsohle des heiligen Benedikt bei sich, dann stand man unter ihrem Schutz. Sie berührte mit den Lippen das Packpapier und dankte dem heiligen Antoine.

Sie tastete ihren Bauch, ihre Brust, ihren Hals ab. Sie war unverletzt. Plötzlich spürte sie einen brennenden Schmerz an der linken Hand: Sie hatte mehrere tiefe, stark blutende Schnitte auf dem Handrücken.

Vor Schreck versagten ihr die Beine. Sie verkroch sich hinter einem dicken Baum, lehnte sich gegen die feuchte, raue Rinde und versuchte, wieder zu sich zu kommen. Ihre größte Sorge galt Zoé. Ihr nichts davon sagen, ihr auf keinen Fall etwas davon sagen. Sie würde es nicht ertragen, ihre Mutter in Gefahr zu wissen. Es war ein Zufall, er hatte es gar nicht auf mich abgesehen, das war ein Verrückter, er wollte nicht mich umbringen, nicht mich, wer sollte mich so sehr hassen, dass er mich umbringen wollte, ein Verrückter. Die Worte drängten sich in ihrem Kopf. Sie richtete sich auf, vergewisserte sich, dass sie stehen konnte, und ging auf die große lackierte Holztür ihres Hauses zu.

Auf dem Flurtischchen hatte Zoé eine Nachricht für sie hinterlassen: »Liebste Maman, ich bin im Keller bei Paul, einem Nachbarn. Ich glaube, ich habe einen neuen Freund gefunden.«

Joséphine ging in ihr Schlafzimmer und schloss die Tür. Atemlos schlüpfte sie aus dem Mantel, warf ihn aufs Bett, zog ihren Pullover, ihren Rock aus, bemerkte eine Blutspur am Mantelärmel und zwei lange senkrechte Risse auf der linken Brustpartie, rollte den Mantel zu einer Kugel zusammen, holte einen großen Müllsack, stopfte alle ihre Kleider hinein und warf ihn in ihren Kleiderschrank. Sie würde ihn später wegwerfen. Sie untersuchte ihre Arme, ihre Beine, ihre Oberschenkel. Keine Verletzung zu sehen. Sie ging ins Bad, um zu duschen. Als sie vor dem großen Spiegel über dem Waschbecken vorbeikam, hob sie eine Hand an die Stirn und betrachtete ihr Spiegelbild. Bleich. Verschwitzt. Mit verstörtem Blick. Sie berührte ihre Haare, tastete nach ihrem Hut. Sie hatte ihn verloren. Er musste zu Boden gefallen sein. Sie brach in Tränen aus. Sollte sie zurückgehen und ihn suchen,

um jeden Hinweis auf ihre Identität zu beseitigen? Doch dazu fehlte ihr der Mut.

Er hatte auf sie eingestochen. Mitten in die Brust. Mit einem Messer. Einer schmalen Klinge. Ich hätte sterben können. In einer Zeitschrift hatte sie gelesen, dass in Europa etwa vierzig Serienmörder auf freiem Fuß seien. Sie hatte sich gefragt, wie viele davon wohl in Frankreich lebten. Doch die obszönen Beschimpfungen, die er ihr an den Kopf geworfen hatte, deuteten eher darauf hin, dass er sich an jemandem rächen wollte. »Du machst dich nicht mehr wichtig, du miese Nutte, jetzt stopf ich dir endgültig das Maul, du blöde Fotze!« Die Worte hallten in ihrem Kopf wider. Er muss mich verwechselt haben. Davon musste sie sich unbedingt überzeugen, sonst würde ihr Leben unerträglich. Sonst würde sie allen Menschen misstrauen müssen. Sonst würde sie in ständiger Angst leben.

Sie duschte, wusch sich die Haare, föhnte sie, zog ein T-Shirt und Jeans an, legte Make-up auf, um eventuelle Spuren zu verdecken, trug einen Hauch Lippenstift auf, musterte sich im Spiegel und zwang sich zu einem Lächeln. Es ist nichts passiert, Zoé darf nichts davon erfahren, sei fröhlich, tu so, als wäre alles in Ordnung. Sie würde mit niemandem darüber reden können. Wäre gezwungen, mit diesem Geheimnis zu leben. Oder sollte sie es Shirley sagen? Shirley kann ich alles sagen. Dieser Gedanke munterte sie ein wenig auf. Sie atmete geräuschvoll aus und blies damit die ganze Anspannung und Angst hinaus, die ihre Brust zusammenschnürte. Nimm Arnika gegen die blauen Flecken. Sie holte ein Röhrchen aus dem Arzneischrank, öffnete es, schüttete sich die passende Dosis unter die Zunge und ließ die Kügelchen schmelzen. Vielleicht sollte ich die Polizei informieren? Sie warnen, dass ein Mörder umgeht? Schon, aber ... dann würde Zoé davon erfahren. Zoé darf nichts erfahren. Sie öffnete die Wartungsklappe der Badewanne und versteckte Antoinés Paket dahinter.

Dort würde niemand suchen.

Im Wohnzimmer goss sie sich ein großes Glas Whisky ein und ging anschließend zu Zoé in den Keller.

»Maman, das ist Paul ...«

Ein spindeldürrer Junge in Zoés Alter mit krausen blonden Locken

und einem eng anliegenden schwarzen T-Shirt verbeugte sich vor Joséphine. Zoé lauerte auf den anerkennenden Blick ihrer Mutter.

»Guten Tag, Paul. Wohnst du hier im Haus?«, fragte Joséphine mit tonloser Stimme.

»Im dritten Stock. Ich heiÙe Merson. Paul Merson. Ich bin ein Jahr älter als Zoé.«

Es schien ihm wichtig zu sein, darauf hinzuweisen, dass er älter war als dieses kleine Mädchen, das ihn bewundernd anschmachtete.

»Und wie habt ihr beiden euch kennengelernt?«

Sie bemühte sich, ganz normal zu reden.

»Ich habe Geräusche im Keller gehört, es hat immer bumm-bumm gemacht, und da bin ich runtergegangen und habe Paul entdeckt, der hier Schlagzeug gespielt hat. Sieh nur, Maman, er hat seinen Keller zu einem Proberaum umgebaut.«

Zoé forderte ihre Mutter auf, einen Blick in Pauls Keller zu werfen. Darin stand ein komplettes Schlagzeug, bestehend aus einer Bassdrum, einer Snare, drei Toms, einer Hi-Hat und zwei Becken. Ein schwarzer Schlagzeughocker vervollständigte das Ensemble, auf der Snare lagen Trommelstöcke. Auf einem Stuhl stapelten sich Partituren. Eine Glühbirne baumelte von der Decke und spendete ein zögerliches Licht.

»Sehr schön«, bemerkte Joséphine. Sie musste sich beherrschen, um nicht zu niesen, denn der Staub kitzelte in ihrer Nase. »Sehr schönes Material. Richtig professionell.«

Sie sagte einfach irgendwas. Sie hatte keine Ahnung von Schlagzeugen.

»Kein Wunder. Das ist ein Tama Swingstar. Habe ich letztes Jahr zu Weihnachten bekommen, und dieses Jahr kriege ich noch ein ›Giant Beat‹ Ride-Becken von Paiste dazu.«

Sie war beeindruckt von seinen präzisen Antworten.

»Hast du den Keller gegen Schall isoliert?«

»Klar ... Blieb mir ja nichts anderes übrig, das macht 'nen ziemlichen Lärm, wenn ich spiele. Ich übe hier, oder ich fahre zu einem Kumpel, der hat ein Haus in Colombes. Da stören wir keinen, wenn wir spielen. Hier meckern die Leute immer gleich rum ... Vor allem der Typ von nebenan.«

Mit dem Kinn wies er in Richtung Nebenkeller.

»Vielleicht hast du den Raum doch nicht genug isoliert...«, vermutete Zoé mit einem Blick auf die mit einer dicken weißen Dämmschicht bedeckten Wände.

»Man kann's auch übertreiben! Das ist ein Keller. Kein Mensch wohnt in seinem Keller. Papa sagt, er hat alles getan, was geht, aber der Typ ist 'n alter Nörgler. Nie zufrieden. Bei jeder Eigentümerversammlung gibt's Streit, und er findet immer einen, den er anbrüllt.«

»Vielleicht hat er dafür ja gute Gründe...«

»Papa sagt Nein. Er meint, der Typ wäre ein Querulant. Der regt sich über jede Kleinigkeit auf. Wenn ein Auto auf dem Zebrastreifen parkt, flippt er total aus! Wir kennen ihn schon, wir wohnen seit zehn Jahren hier, also...« Er nickte wie ein Erwachsener, dem keiner was vormacht. Er war größer als Zoé, doch er hatte schmale Schultern, und seine Züge wiesen noch ein paar kindliche Spuren auf.

»Shit! Da kommt er! In Deckung!«, zischte Paul.

Er schloss die Kellertür hinter sich und Zoé. Joséphine sah einen großen, sehr gut gekleideten Mann näher kommen, der ein Gebaren zur Schau trug, als gehörten die Kellerflure ihm.

»Guten Abend«, presste sie hervor und drückte sich an die Wand.

»Guten Abend«, entgegnete der Mann und ging an ihr vorbei, ohne sie zu anzusehen.

Er trug einen dunkelgrauen Anzug und ein weißes Hemd. Der Anzug schmiegte sich um einen muskulösen Brustkorb, der feste Krautwattenknoten glänzte, und die makellos weißen Manschetten wurden durch zwei graue Perlen geschlossen. Er nahm einen Schlüsselbund aus der Tasche, öffnete die Tür zu seinem Keller und schloss sie hinter sich.

Als der Mann verschwunden war, kam Paul wieder zum Vorschein.

»Hat er was gesagt?«

»Nein«, antwortete Joséphine. »Ich glaube, er hat mich nicht einmal gesehen.«

»Der Typ ist nicht besonders umgänglich. Der verschwendet keine Zeit mit Smalltalk.«

»Sagt das auch dein Vater?«, fragte Joséphine, belustigt über den ernsten Ton des Jungen.

»Nein. Das sagt Maman. Sie kennt alle Leute im Haus. Anscheinend hat er einen super eingerichteten Keller. Mit einem Arbeitsraum und

allem möglichen Werkzeug! Und oben in seiner Wohnung hat er ein Aquarium. Riesengroß, mit Höhlen, Pflanzen, fluoreszierender Dekoration und künstlichen Inseln. Aber keine Fische drin!«

»Deine Mutter weiß ja Sachen!«, sagte Joséphine, und ihr wurde klar, dass sie sehr viel über die Bewohner des Hauses erfahren würde, wenn sie sich mit Paul unterhielt.

»Und dabei hat er sie noch nie eingeladen! Sie war nur einmal in der Wohnung, als sie nicht da waren, zusammen mit der Concierge, weil ihre Alarmanlage losgegangen war und abgestellt werden musste. Er ist ausgeflippt, als er das gehört hat. Sie bekommen auch nie Besuch. Ich kenne die Kinder, aber sie laden mich nie ein. Ihre Eltern wollen das nicht. Und sie kommen auch nie runter in den Hof zum Spielen. Sie kommen nur raus, wenn ihre Eltern nicht da sind, sonst sind sie die ganze Zeit oben eingesperrt! Aber zu den van den Brocks im zweiten Stock können wir gehen, wann wir wollen. Die haben einen riesigen Bildschirm, so groß wie die ganze Wohnzimmerwand, mit zwei Boxen und Dolby-Soundsystem. Und wenn einer von ihnen Geburtstag hat, backt Madame van den Brock Kuchen und lädt alle ein. Ich bin mit Fleur und Sébastien befreundet, ich kann sie Zoé vorstellen, wenn sie möchte.«

»Sind sie nett?«, fragte Joséphine.

»Ja, total nett. Er ist Arzt. Und seine Frau singt in der Oper im Chor. Sie hat eine superschöne Stimme. Sie macht oft Stimmübungen, und dann hört man sie im Treppenhaus. Sie fragt mich immer, wie es mit meiner Musik so läuft. Und sie hat mir angeboten, auf ihrem Klavier zu spielen, wenn ich möchte. Fleur spielt Geige und Sébastien Saxofon ...«

»Ich würde auch gern ein Instrument lernen ...«, warf Zoé ein, die sich offenbar vernachlässigt fühlte.

Sie sah Paul flehend an, als könnte sie es nicht ertragen, dass er sie nicht beachtete.

»Du hast noch nie ein Instrument gespielt?«, fragte Paul verblüfft.

»Äh ... nein ...«, antwortete Zoé verlegen.

»Ich habe mit Klavier angefangen, Notenlehre, das komplette Programm, aber davon hatte ich irgendwann die Nase voll und bin zum Schlagzeug gewechselt. Das ist cooler, um in einer Band zu spielen ...«

»Du spielst in einer Band? Wie heißt sie?«

»Les Vagabonds. Ich habe den Namen gefunden... Ist doch super, oder?«

Joséphine lauschte der Unterhaltung der beiden Jugendlichen und spürte, wie sie allmählich ruhiger wurde. Paul, selbstsicher und mit einer Meinung zu allem und jedem, und Zoé am Rande der Verzweiflung, weil es ihr nicht gelang, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Ihr Gesicht war angespannt, sie presste die Lippen zu einem verzweifelten Schmollmund zusammen. Joséphine konnte förmlich hören, wie sie im Geiste nach etwas suchte, was sie in den Augen des Jungen interessant wirken ließe. Zwar war sie während des Sommers ein gutes Stück gewachsen, aber ihr Körper verharrte noch immer in den weichen, mollen Rundungen der Kindheit.

»Spielst du uns mal was vor?«, bat Zoé, als ihr nichts einfiel, womit sie ihn betören könnte.

»Das ist jetzt nicht unbedingt der passende Moment«, wandte Joséphine ein und schaute demonstrativ in Richtung des Nachbarkellers. »Vielleicht ein andermal...«

»Hmm...«, murmelte Zoé enttäuscht.

Sie gab sich geschlagen und zeichnete mit der Schuhspitze Kreise auf den Boden.

»Für uns wird es jetzt Zeit zum Essen«, fügte Joséphine hinzu, »und Paul geht sicher auch bald wieder nach oben...«

»Ich habe schon gegessen.« Er krepelte die Ärmel hoch, griff nach den Trommelstöcken, fuhr sich mit einer Hand durchs Haar und begann aufzuräumen. »Können Sie bitte die Tür hinter sich zumachen?«

»Tschüss, Paul!«, rief Zoé. »Bis bald.«

Sie winkte verhalten, eine gleichermaßen schüchterne wie tapfere Geste, die ihm zu verstehen geben sollte, ich fände es schön, wenn wir uns wiedersähen... natürlich nur, wenn du das auch willst.

Er machte sich nicht die Mühe, zu antworten. Er war erst fünfzehn Jahre alt und hatte nicht die Absicht, sich von einem kleinen Mädchen blenden zu lassen. Er war in jenem heiklen Alter, in dem man einen Körper bewohnt, den man nicht besonders gut kennt, und in dem man, um das Gesicht zu wahren, manchmal grausam sein kann, ohne es zu

wollen. Die Beiläufigkeit, mit der er Zoé behandelte, verriet, dass er der Stärkere zu sein gedachte und dass, falls es ein Opfer geben sollte, Zoé dies sein würde.

Der elegante Mann im grauen Anzug wartete vor dem Aufzug. Er trat einen Schritt zur Seite, um ihnen den Vortritt zu lassen. Fragte sie, in welchen Stock sie fuhren, und drückte auf den Knopf mit der Nummer 5. Dann drückte er die Nummer 4.

»Sie sind also die Neuen ...«

Joséphine nickte.

»Willkommen in unserem Haus. Wenn ich mich vorstellen darf: Hervé Lefloc-Pignel. Ich wohne im vierten Stock.«

»Joséphine Cortès, und das ist meine Tochter Zoé. Wir wohnen im fünften Stock. Ich habe noch eine zweite Tochter, Hortense, sie lebt in London.«

»Ich hätte gern die Wohnung im fünften Stock gehabt, aber sie war nicht frei, als wir eingezogen sind. Ein älteres Ehepaar wohnte darin, Monsieur und Madame Legrattier. Sie sind beide bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Es ist eine schöne Wohnung. Sie haben Glück gehabt.«

So kann man das auch ausdrücken, dachte Joséphine, unangenehm berührt davon, wie rasch er auf den Tod der früheren Besitzer zu sprechen gekommen war.

»Ich habe sie mir angesehen, als sie zum Kauf angeboten wurde«, fuhr er fort, »aber wir konnten uns nicht dazu durchringen umzuziehen. Heute bedaure ich das ...«

Er lächelte flüchtig und wurde sofort wieder ernst. Er war sehr groß und wirkte asketisch. Scharf geschnittene Züge. Sein glattes, durch einen schnurgeraden Seitenscheitel geteiltes schwarzes Haar fiel ihm in die Stirn, seine braunen Augen standen weit auseinander, die Augenbrauen bildeten zwei kräftige schwarze Striche, und seine etwas kurze, breite Nase wies eine leichte Delle auf. Seine sehr weißen Zähne verrieten einen makellosen Schmelz und die Pflege eines ausgezeichneten Zahnarztes. Er ist ja riesig, dachte Joséphine, während sie versuchte, diskret seine Größe zu schätzen. Mindestens einsneunzig. Breite Schultern, aufrechte Haltung, flacher Bauch. Vor ihrem geistigen Auge sah sie ihn in Tenniskleidung, wie er einen Pokal in Empfang nahm.

Ein ausgesprochen attraktiver Mann. Ein weißer Stoffbeutel lag flach auf seinen Handflächen.

»Wir sind im September eingezogen, kurz bevor die Schule angefangen hat. Es war etwas hektisch, aber mittlerweile hat sich alles wieder beruhigt.«

»Sie werden sehen, das Haus ist sehr angenehm, die Leute sind größtenteils freundlich, und im Viertel gibt es keine Probleme.«

Joséphine verzog kurz das Gesicht.

»Sind Sie anderer Meinung?«

»Nein, nein«, antwortete Joséphine hastig. »Aber die Wege durch den Park sind abends nicht sonderlich gut beleuchtet.«

Plötzlich wurden ihre Schläfen feucht, und ihre Knie zitterten.

»Das ist bloß eine Kleinigkeit. Alles in allem ist die Gegend sehr schön und friedlich, und es gibt hier weder Jugendbanden, die sich zusammenscharen, noch diese Graffiti, die sämtliche Häuser verschandeln. Ich liebe den hellen Stein der Pariser Gebäude und ertrage es kaum, zu sehen, wie er beschmiert wird.«

Zorn verzerrte kurz seine Stimme.

»Außerdem haben wir hier Bäume, Blumen, Rasenflächen, man hört schon am frühen Morgen die Vögel singen, manchmal sieht man sogar ein Eichhörnchen weglaufen. Es ist sehr wichtig, dass Kinder in Kontakt mit der Natur bleiben. Magst du Tiere?«, fragte er Zoé.

Diese hielt den Blick starr auf den Boden gesenkt. Sie erinnerte sich sicher daran, was Paul über seinen Kellernachbarn gesagt hatte, und wahrte Distanz, weil sie ihrem neuen Freund gegenüber loyal bleiben wollte.

»Hast du deine Zunge verschluckt?«, fragte der Mann und beugte sich mit einem freundlichen Lächeln zu ihr hinab.

Zoé schüttelte den Kopf.

»Sie ist schüchtern«, entschuldigte sich Joséphine.

»Ich bin nicht schüchtern«, widersprach Zoé. »Ich bin zurückhaltend.«

»Oh!«, bemerkte er. »Ihre Tochter verfügt über einen bemerkenswerten Wortschatz und ein Gespür für Nuancen.«

»Das ist doch normal, ich bin schon in der neunten Klasse.«

»Wie mein Sohn Gaétan ... Und auf welche Schule gehst du?«



Katherine Pancol

Der langsame Walzer der Schildkröten

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 672 Seiten, 15,0 x 22,7 cm
ISBN: 978-3-570-10117-9

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: August 2012

Die Geschichte geht weiter ...

Katherine Pancol und die Geschichten von Joséphine und ihrer Familie sind ein Phänomen – inzwischen in 26 Sprachen. Die erfolgreichste Trilogie, die je in Frankreich erschienen ist und die mit den »Gelben Augen der Krokodile« begann, geht nun endlich weiter: Joséphine, unsere bescheidene Heldin, tritt aus dem Schatten der schönen Schwester Iris und kann auch in ein nobles Viertel von Paris ziehen. Die Tochter Hortense geht an eine Modeschule in London, und die jüngere Tochter Zoé ist zum ersten Mal so richtig verliebt. Könnte da nicht auch der attraktive Monsieur Lefloc-Pignel der ideale Liebhaber für Joséphine sein? Oder findet er ihre Schwester Iris interessanter?

»Der langsame Walzer der Schildkröten« ist turbulent und lebensklug, handelt von Familie und Lügen, Liebe und Verrat – kurz, vom Leben selbst, mit all seinen Freuden, Ängsten, Lasten und Träumen.